



„Der barmherzige Samariter“, von Vincent van Gogh (1889)

In unübersichtlichen Windungen schlängelt sich ein Karawanenweg durch die kahle und zerklüftete Judäische Wüste, teilweise zwischen schaurigen, schroffen Wänden von braunrotem Fels hindurch. Halbwegs zwischen Jericho und Jerusalem liegt eine Karawanserei, umschlossen von einer hohen Mauer mit gewölbten Torbögen. Die Herberge im Innern ist heute zerfallen. Die Zisterne im Innenhof besteht vermutlich schon seit Jahrtausenden.

Hierhin bringt uns die Beispielerzählung „Gleichnis vom barherzigen Samariter“.

Jesus ist umringt von Pharisäern und Sadduzäern, als ein Gesetzeslehrer ihn nach dem höchsten Gebot fragt. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deinem ganzen Denken“, antwortet Jesus, „und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Wer aber ist mit „diesem Nächsten“ gemeint? Ist es der Angehörige gleichen Glaubens und gleicher Abstammung?

Jesus spricht: „Ein Mensch ging von Jerusalem nach Jericho und fiel Räubern in die Hände. Die plünderten ihn aus und schlugen ihn. Sie gingen davon und ließen ihn halbtot liegen. Zufällig aber ging ein Priester jene Straße hinab. Er sah ihn und ging vorüber. Ebenso kam auch ein Levit an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein Samariter aber, der unterwegs war, kam in seine Nähe. Als er ihn sah, hatte er Erbarmen mit ihm und trat hinzu, verband seine Wunden, indem er Öl und Wein darauf goss. Er hob ihn auf sein Tier, brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Und am folgenden Tag nahm er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirt und sagte „Pflege ihn! Und was du mehr aufwenden wirst, will ich dir bezahlen, wenn ich wiederkomme.“ Welcher von diesen dreien, dünkt dich, sei der Nächste dessen gewesen, der den Räubern in die Hände gefallen war?“ Der Gesetzeslehrer antwortete: „Der, welcher ihm die Barmherzigkeit erwiesen hat.“ Da sprach Jesus zu ihm: „Geh auch du hin, tue desgleichen!“ (Nach dem Lukas-Evangelium, Lk 20, 25-37)

Wir wollen nun versuchen, diese Beispielerzählung aus dem Neuen Testament der Bibel in eine moderne Umgebung zu versetzen, daraus eine Kurzgeschichte zu schreiben, welche in der heutigen Zeit spielen könnte. Dazu müssen wir überlegen, ob es noch Volksgruppen gibt, die diskriminiert werden. Wir fragen uns auch, wer sich heutzutage als gerecht aufspielt

Unter den Zuhörern von Jesus sind **verschiedene soziale Schichten** vertreten:

Die **Pharisäer** gelten als die Frommen, peinlich darauf bedacht, dass niemand gegen das Gesetz Mose verstößt, das durch eine spitzfindige Auslegung und viele Zusätze abgewandelt worden ist zu einer Sammlung von kleinlichen Vorschriften. Zu den Pharisäern zählen die meisten Schriftgelehrten.

Die **Sadduzäer** lehnen ab, was spätere Überlieferung zum Gesetz hinzugefügt hat. Man kennt sie als die Vornehmen, die Reichen, den Römern gegenüber nicht unfreundlich gesinnt. Auch die **Hohepriester** sind Sadduzäer und viele oft Mitglieder des Hohen Rates.

Reich sind auch die **Zöllner**. Sie haben ihr Amt, für den römischen Staat Steuern und Zölle einzuziehen, gegen eine Geldsumme erkaufte und kümmern sich nun wenig um die festgesetzten Tarife. Sie wollen bloß reich werden. Die strengen Juden meiden und verachten die Zöllner.

Die **Soldaten** halten in den Städten Ruhe und Ordnung aufrecht.

Die **Priester** und die **Levit**en, benannt nach ihrem Stammvater Levi, einer der 12 Stämme des Volkes Israel, die alle von den Söhnen Jakobs begründet wurden. Der Stamm der Leviten war für den Tempeldienst verantwortlich, dafür, dass alle möglichen Vorschriften eingehalten wurden, damit das Volk Israel nicht den Herrn erzürnte. Die Regeln sind seitenlang im 3. Buch Mose (lateinisch: *Leviticus*) wiedergegeben und gehen oft bis ins kleinste Detail.

Auch viele **Handwerker** aus den Städten folgen Jesus. Aus der Landschaft strömt das einfache Volk der **Hirten** und **Bauern** herbei, um die Predigten von Jesus zu hören.

Obwohl **Samariter** und Juden zu einem Volk gehörten, herrschte bittere Feindschaft zwischen ihnen. Die Samaritaner galten aus jüdischer Sicht als Sekte und als „unrein“. Der Hauptunterschied waren die Heiligtümer: Die Juden kannten nur einen Kultort, nämlich den Tempel in Jerusalem. Die Samaritaner oder Samariter hatten ein anderes Heiligtum, 50 Kilometer entfernt, auf dem Berg Garizim. Dieser Tempel war von einem jüdischen König zerstört worden, was zur Feindschaft führte. Die Samaritaner akzeptieren nur die fünf Bücher Mose (die „Thora“), alle anderen biblischen Bücher - wie die Prophetenbücher und die Psalmen - lehnen sie ab. „Samariter“ war deshalb ein Schimpfwort zur Zeit des Neuen Testaments.

(Pfarrer? Lehrerinnen? Linkspolitiker? Rechtspolitikerinnen? Sozialarbeiter? Polizistinnen? Gutmenschen? Richter? Staatsanwältinnen, Fernsehmoderatoren?) Die Lehre aus deinem Text muss bleiben wie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Als Beispiel kann dir der folgende Text einer Klassengemeinschaftsarbeit von 14-jährigen Schweizer Schülerinnen und Schülern aus dem Jahr 1998 dienen. Er entstand aus fünf einzelnen Aufsätzen zum Thema, die dann in gemeinsamer Klassenarbeit zu einer Geschichte verwoben wurden, mit mäeutischer^{*)} und morphologischer^{)} Hilfe des Deutschlehrers.**

**) Aus dem Lexikon: Mäeutik [die; griechisch, „Hebammenkunst“], von Platon Sokrates zugeschriebene Kunst der geistigen „Entbindung“, d. h. die Fähigkeit, andere, scheinbar ohne eigenes Zutun, durch geschicktes Fragen zu Erkenntnissen zu bringen.*

****) Bitte selber im Lexikon oder bei Wikipedia nachschauen!*

Die Geschichte vom barmherzigen Jugo

Frei nach dem Lukas-Evangelium. Zusammengestellt aus Aufsätzen und bearbeitet von der Klasse 2a. Erster Teil:

Es geschah Anno Domini 1998 an der Tiefenastrasse in Bern.

Den drei Homies Hinz, Kunz und Stunz war die Reithallenfete zu wenig groovy gewesen, deshalb hatten sie an der Bar noch ein paar Hoochs mitlaufen lassen und dann die Fliege gemacht. Eigentlich wollten sie sich zum Bierhübeli verschieben - Stunz hatte behauptet, dort stiege eine irre Fuhr - doch der steile Weg war nichts für ihre Nikotinlungen, und sie schafften es nur bis zum Park am Anfang der Tiefenastrasse. Das Wandern war nicht so ihre Lust, gab zudem noch Durst, so dass nur noch eine Dose Hooch übrig blieb. „Jungs, diese letzte Dose wollen wir mal gut investieren“, lallte Hinz, der einmal ein prima Streetballer gewesen war. Er nahm die Dose in die rechte Hand und legte sich hinter einem Dornbusch auf die Lauer.

Judy Menhuin war heute Morgen früh aufgestanden, damit sie ihren Stammplatz in der Bahnhofunterführung beziehen konnte. Doch nur selten begleitete das Klingeln von Münzen ihr Geigenspiel, auch Judy verspürte die wenig erfreuliche Wirtschaftslage, und die eiligen Passanten hatten wenig Musikgehör. Gerade als sie voll Inbrunst „If I Were a Rich Man“ fiedelte, bauten sich zwei uniformierte Typen vor ihr auf. Sie solle sich mal ausweisen. Immer ich, dachte sie traurig, nur wegen meinem exotischen Aussehen (sie trug gerade Rasta-Zöpfchen und ihre Grossmutter mütterlicherseits kam aus Afrika). Doch Judy besass einen Schweizer Pass, dummerweise hatte sie ihn heute zu Hause

vergessen. „Kennen wir“, motzte der eine, „Papiere wegwerfen und unschuldig tun.“ Der andere verpasste ihr ein Paar Handschellen und sie wurde auf den Posten geführt. Dann das Übliche: langes Warten, Erkennungsbild, Fingerabdrücke usw. Doch nun war sie wieder frei und unterwegs nach Hause. Sie bog mit ihrem Roller in die Tiefenastrasse und überlegte gerade, ob sie sich in Zollikofen noch einen Big Mac leisten sollte.

Das Hooch traf Judy mitten auf die Stirn. Sie machte einen unfreiwilligen Rückwärtssalto, klatschte aufs Trottoir und blieb zwischen Hundekot und leeren Zigarettenpackungen liegen. Der Roller heulte noch gequält auf, zog eine Linkskurve und sauste in das Dornengebüsch, hinter dem das saubere Trio lauerte. „Treffer!“, brüllte Hinz, während sich Kunz und Stunz sofort ans Fleddern machten. Eine Handvoll Münzen und eine Geige war alles, was ihnen der Coup gebracht hatte. Wütend haute Stunz der bewusstlosen Judy die Geige über den Kopf, hob noch das zerbeulte Hooch auf und zischte: „Los, verpissen, bevor die Polente anwetzt!“

Freudig crawlte Sportminister Dölf Ogi im neuen Swimming Pool, der im Fond seiner Staatskarosse eingebaut worden war. Zwar musste er schon nach zwei Schlägen wenden, denn das Becken wies nicht Olympia-Norm auf, wie Ogi es ursprünglich gewünscht hatte. Aber mit einem grösseren Becken hätte er die 28-Tonnen-Limite überschritten, was bedeuten

würde, vor jeder Fahrt eine Sonderbewilligung beim Kollegen Leuenberger einzuholen. Die SVP müsste die SP um etwas bitten - politisch undenkbar. Und was hätte wohl Parteikollege Blocher zu einem 40-Töner à la EU gemeint? Wäre natürlich wie immer dagegen gewesen. „Gib Gas, Kari!“, rief Dölf Ogi nach vorne. Er sollte nämlich in einer Viertelstunde beim Waffenplatz Sand sein, wo die Gelbmützen für den geplanten Einsatz im Kosovo übten, und einen Vortrag über die „Humanitäre Tradition der Schweizer“ halten. „Sofort, Herr Bundesrat“, rief der Chauffeur zurück. Er musste weit ausholen, um das Gefährt in die Tiefenastrasse zu bringen. Gerade als er in den dritten Gang schalten wollte, sah er Judy. Vorsichtig, damit das Wasser nicht überschwappte, trat er aufs Bremspedal und machte seinen Chef auf die leblose Gestalt auf dem Trottoir aufmerksam. Ogi wischte sich das Chlorwasser aus den Augen. Doch dann winkte er ab und verkündete mit sonorer Stimme: „Eile herrscht, Kari!“ Im übrigen sei für Verkehrsunfälle das Departement Leuenberger zuständig, in diesem Fall eventuell noch das Departement Cotti, da es sich augenscheinlich um eine ausländische Person handle.

Der pinkfarbene Smart nahm die Kurve in die Tiefenastrasse elchtestartig. Am Steuer sass Tanja, die amtierende Miss Schweiz. Sie war in Bern bei der Maniküre gewesen und war auf dem Weg zur Pediküre. Als sie Judy erblickte, hielt sie mit quietschenden Bremsen und stieg sofort aus. Ich muss dieser jungen Frau helfen, dachte Tanja ganz aufgeregt. Schon erschienen Blick-Schlagzeilen vor ihrem geistigen Auge: „Miss Schweiz als rettender Engel“. Doch dann sah sie die hässliche Wunde auf Judys Stirn und das dunkelrote Blut, das am Boden bereits eine kleine Lache gebildet hatte. Und sie verglich dieses Dunkelrot mit dem modischen Zartrosa ihrer Fingernägel, die leider noch nicht ganz ausgetrocknet waren. Wenn sie nun bei der Rettungsaktion ihre Fingernägel verderben würde? Nicht auszudenken! Oder gar Blutflecken auf dem Deuxpièces, einem Modell von Karl Lagerfeld! Nicht mehr wegzubringen! Überhaupt, Lebensretten ist Männersache. Gewiss wird bald ein edler Retter zur Stelle sein. Ach, sie hätte so gerne geholfen! Sie schaute sich noch kurz und etwas verstohlen um, stieg dann mit einem eleganten Knicks ins Auto. Ein

Kavalierstart, und schon war der rettende Engel entschwunden.

Das nächste Auto, das in die Tiefenastrasse einbog, war ein einsitziges Sportcabrio mit Liechtensteiner Nummer. Dass sein Wagen nur einen Sitz hatte, störte Bischof Wolfgang Haas wenig, es wollte ja sowieso nie jemand mit ihm fahren. Er war in Rom gewesen, hatte eigentlich über den Brenner zurückkehren wollen, doch dort blockierten irgendwelche Grüne die Strasse. So hatte er sich für die Simplon-Lötschberg-Route entschieden, um Chur weiträumig zu umfahren. Eine Autobahnvignette konnte er sich nicht leisten, weil der Opferstock in Vaduz noch sehr unergiebig war. So fuhr er halt über diese Tiefenastrasse. „Teufel, Teufel“, murmelte er, „da liegt ja eine Frau auf dem Bürgersteig!“ Er schaltete zurück, bekreuzigte sich und hielt an. Diesem Fräulein irdische Hilfe zukommen lassen, das war sein erstes Trachten. Doch wie sollte er diese Frauenperson mit seinem Einsitzer ins Spital bringen? Sie auf den Schoss zu nehmen, verbat ihm die Würde seines Bischofantes. Betrübt senkte Bischof Wolfgang seinen Blick, nahm den Rosenkranz hervor und betete drei Ave Maria für den Fall, dass das hilflose Geschöpf ein treues Mitglied der heiligen katholischen und apostolischen Kirche war. Damit hatte er seine Christenpflicht erfüllt.

Mühsam trat Slobodan Miroslav in die Pedale des alten Militärvelos. Dieses hatte keine Übersetzungen, dafür hatte es ihm ein grosszügiger Bewohner seines Dorfes relativ billig vermietet. „Wir sind ja keine Unmenschen,“ hatte der gesagt und die Tagesmiete auf 25 Franken festgelegt. Die Tiefenastrasse ist dann wieder flach, dachte Slobodan, gleich wird es schneller gehen. Er wollte möglichst bald in Münchenbuchsee sein, um seiner Frau und seinen Kindern die frohe Botschaft mitzuteilen: Wegen der Kriegslage im Kosovo hatte das Bundesamt für Flüchtlingswesen die Aufenthaltsbewilligung der Familie Miroslav um 14 Tage verlängert. Obschon er im Krieg allerhand erlebt hatte, erschrak er heftig, als er die blutende Frau auf dem Trottoir liegen sah. Sofort nahm er ...

(Soweit der Text „Die Geschichte vom barmherzigen Jugo“, Klassenarbeit der 2a. Der Rest des Textes findet sich auf dem L-Blatt auf dem MSVD-Lösungsstick.)